Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich 3,00 zł. — Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung u. Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11. Tel. 106-38

Anzeigenpreise:
Gewöhnl. Anzeigen jede mm Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr im Textteil 90 mm breit 60 gr. Erste Seite 1000 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanz. 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bei Wiederhol. Rabatt.

Folge 30 | Lemberg, am 24. Juli (Heuert) 1932 | 11. (25) Jahr

Friede von Lausanne

Nach wochenlangem nervenzermürbenden Kampfe ist nunmehr in Lausanne doch noch ein Abkommen unterzeichnet worden, dessen Zustandekommen nach der Hoffnung der beteiligten Staatsmänner eine neue Aera des wirklichen Friedens herbeiführen soll. Das Ziel der Konferenz von Lausanne ist es gewesen, Zustände herbeizuführen, deren Vorhandensein den zerstörenden Kräften der Weltkrise entgegenwirkt. Die große Weltkrise ist wirtschaftlicher, politischer und seelischer Natur. Ihr Ausgangspunkt sind also die Friedensverträge, wie sie von einem alle natürlichen Bindungen und Entwicklungen zerstörenden Siegerwahn als Diktat den unterlegenen Staaten aufgezwungen wurden. Von Anfang an haben einsichtige Persönlichkeiten nicht nur in den besiegten Ländern vor den Folgen der blindwütigen Diktatverträge gewarnt. Die Entwicklung hat den Warnern Recht gegeben. 14 Jahre nach den Friedensschlüssen befindet sich nicht nur Europa, sondern die gesamte Welt in einem Zustande der Zerrüttung auf allen Gebieten. Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge hat sich im Gefolge der Ausbreitung der Weltkrise auch auf die Siegerländer allmählich durchgesetzt. Vor Beginn der Lausanner Konferenz war die Entwicklung soweit gediehen, daß alle Staaten die Notwendigkeit einsahen, nach den Unfriedensverträgen von 1919 wirkliche Friedenszustände vorzubereiten. Die Lausanner Konferenz sollte im besonderen durch Beseitigung der wirtschaftszerstörenden Tributleistungen eine finanzielle und seelische Wendung zum Besseren herbeiführen. Darüber hinaus war es fast allen Konferenzteilnehmern klar, daß auch auf politischem Gebiete eine Revisionsbewegung eingeleitet werden müsse, und daß eine seelische Entspannung in Europa dringend notwendig ist. Im Vordergrund der politischen und seelischen Notwendigkeiten stand die Förderung der Abrüstung beziehungsweise die Schaffung einer rechtlichen und moralischen Gleichstellung.

Von Anfang an hat es sich gezeigt, daß Frankreich für eine umfassende Lösung, wie sie oben in den Grundlinien als ein vorläufiges Programm der Entspannung gekennzeichnet ist, noch nicht reif war. Frankreich hat von Anfang an eine Restzahlung gefordert, deren Höhe zwar mit den phantastischen Ziffern des gespensterhaft unwirklich gewordenen Young-Planes nicht verglichen werden konnte, die aber für das ausgesogene, überschuldete Deutsche Reich selbst auf Jahre hinaus gesehen als eine Verhöhnung der tatsächlichen Zustände anmutet. Man bedenke doch, daß das deutsche Volk annähernd 70 Milliarden Tribute gezahlt hat. Daß man diese Restzahlung nicht mehr „Reparation" nennt, nimmt ihr in keiner Weise den Tributcharakter. — Mit Recht fragt sich das verelendete deutsche Volk: Warum soll gerade das am meisten ausgesogene und verelendete Land diesen sogenannten Beitrag für einen „Wiederaufbau" Europas leisten? —

Die Hoffnungen auf eine wenigstens vorläufige Entspannung sind insofern selbstverständlich nicht unberechtigt, als der sonst unvermeidliche völlige Zusammenbruch der deutschen Innenwirtschaft und damit des Staatslebens überhaupt wohl vermieden ist. Man kann es begreifen, daß eine deutsche Reichsregierung unter dem seelischen Druck

dieser sonst unvermeidlichen und unmittelbar bevorstehenden Katastrophe der gegenwärtigen Regelung zugestimmt hat, die in den wesentlichsten Punkten einen Sieg der von vornherein von Frankreich aufgestellten These bedeutet. Der Vertrag von Lausanne ist zwar gradweise ein Erfolg gegenüber früheren Abmachungen. Wesensmäßig zeigt dieser Vertrag aber noch nicht den bitter notwendigen Willen zur Umkehr. Neben den Lausanner Verpflichtungen, die etwa 180 Millionen im Jahr dem deutschen Volke auferlegen, laufen die Zahlungen des Young-Planes an Amerika, die Zinsen und Tilgung der Dawes-Anleihe, der Young-Anleihe und das Markabkommen mit Belgien weiter, das heißt es bleibt insgesamt für die Zeit nach Ausgabe der Lausanner Schuldverschreibungen eine Jahreslast von rund 390 Millionen Mark übrig.

Die Verhandlungen in Lausanne haben sich ausschließlich um die Neuregelung bezw. die Abschlußzahlung der Tribute gedreht. Die Verquickung der jetzt vereinbarten deutschen Abschlußzahlung von drei Milliarden mit den interalliierten Schuldenzahlungen an Amerika ist zwar nach außen hin nicht zum Ausdruck gekommen, sondern nur in einem Gentleman-Agreement vorgesehen. Ganz unberücksichtigt ist dabei aber die Frage geblieben, wie angesichts der ganzen finanziellen und wirtschaftlichen Lage Deutschlands die Tilgung und Verzinsung der von Deutschland im Ausland aufgenommenen privaten Anleihen vor sich gehen soll. Aber man würde sich ein völlig unzulängliches Bild von der Lage Deutschlands machen, wollte man nur die Verpflichtungen des Lausanner Schlußvertrages in Betracht ziehen und nicht auch die weit höheren Verpflichtungen des privaten Schuldendienstes. Zu den drei Milliarden der Schlußzahlung kommen noch 25 Milliarden privater Auslandsschulden hinzu. Schon der bloße Vergleich dieser beiden Zahlen läßt erkennen, daß die privaten Verpflichtungen keineswegs als kleine Nebensächlichkeiten außer acht gelassen werden. Schon deshalb nicht, weil die Aufnahme der Auslandsanleihen eine fast notwendige Folge der deutschen Tributzahlungen war. Erst durch sie ist die Zahlung der Tribute ermöglicht worden. Sie gehören danach auch in gewissem Sinne zu dem Komplex der Tributzahlungen. Die 25 Milliarden müssen durchschnittlich mit 7 v. H. jährlich verzinst werden, so daß sich eine Summe von anderthab bis zwei Milliarden ergibt, die jährlich von der deutschen Wirtschaft aufgebracht werden müssen. um die Zinsen der Auslandsanleihe fristgemäß zu zahlen. Die Anleihegeber haben den Zinsfuß deshalb so hoch angesetzt, weil sie damals schon eine ungünstige Entwicklung der deutschen Wirtschafts- und Finanzverhältnisse in Rechnung stellten. Eine entsprechende Senkung des Zinssatzes würde auch dem Anleihedienst eine größere Sicherheit gewähren, als ein hoher Zinssatz, der schließlich nicht aufrechterhalten werden kann und die Rückzahlung selbst gefährdet.

Wochenrückblick

Der polnische Außenminister Zaleski hat sich einem Vertreter der halbamtlichen Agentur Iskra gegenüber über seine Ansicht zu dem Ergebnis der Lausanner Konferenz ausgelassen. Zaleski meint, die Lausanner Beschlüsse seien der erste Akt einer im großen Stil unternommenen Aktion zur Beseitigung der Ursachen der Weltwirtschaftskrise.

Reichskanzler von Papen empfing heute vormittag die Vertreter der deutschen Presse, um ihnen die Einzelheiten des Lausanner Ergebnisses vorzutragen. Dabei kündigte der Reichskanzler an, daß es jetzt darauf ankomme. durch innere Maßnahmen, die die Reichsregierung von sich aus unverzüglich ergreifen werde, das moralische Ergebnis des Lausanner Vertrages auf die Momente der deutschen Wirtschaft zu übertragen. Das Kabinett sei einstimmig der Ansicht, daß kein anderer Weg von Deutschland beschritten werden könne.

Die chinesischen Vorschläge, eine Konferenz einzuberufen, um die mandschurische Frage zu behandeln, wurden von der japanischen Regierung abgelehnt, da diese Vorschläge nicht den japanischen Interessen im Fernen Osten entsprächen. Die japanische Regierung steht auf dem Standpunkt, daß die Mandschurei ein unabhängiger Staat sei und schlägt der chinesischen Regierung vor, neue Verhandlungen mit der Mandschurei unmittelbar einzuleiten.

Der bekannte polnische Schriftsteller Josef Weyßenhoff ist in Warschau verstorben. Weyßenhoff lag seit einigen Wochen an einer Herzkrankheit darnieder, doch schien sich in den letzten Tagen sein Zustand zu bessern und es wurde mit seiner völligen Wiederherstellung gerechnet. Eine neue Herzattacke beendete jedoch das Leben des Dichters. Erst vor kurzem, am 23. Mai, ist in Polen das 40jähr. Jubiläum der schriftstellerischen Tätigkeit Weyßenhoffs gefeiert worden.

Der Südamerikaforscher Professor Erland Nordenskjöld ist im Alter von 55 Jahren gestorben. Erland Nordenskjöld, ein Sohn des berühmten Polarforschers und Entdeckers der „nordöstlichen Durchfahrt", bereiste seit 1899 Patagonien, Argentinien, Bolivien und Mittelamerika. Er war unter anderem Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin und des Vereins für Völkerkunde Leipzig.

Der bekannte Schuhindustrielle und Millionär Thomas Bata ist auf einer Flugzeugreise nach der Schweiz tödlich verunglückt. Nach privaten Mitteilungen ist der Apparat noch über Batas Privatflugplatz aus einer Höhe von 700 Metern abgestürzt. Der Pilot war sofort tot. Bata wurde zwar noch lebend aus den Trümmern des Flugzeuges hervorgezogen, verstarb aber auf dem Wege zum Krankenhaus.

Das Riesenluftschiff Do X ist auf seinem Deutschlandflug gestern nachmittag in dem Flughafen Oestlich-Neufähr bei Danzig eingetroffen, wo eine gewaltige Menschenmenge das Flugschiff erwartet hatte und jubelnd begrüßte. — Das Flugzeug kam von Königsberg, wo es am Nachmittag um 3 Uhr aus dem Innenhafen auslief.

Aus Zeit und Welt

Abreise der polnischen Polarexpedition.

Im Zusammenhang mit dem internationalen Polarjahr haben am 16. Juli folgende polnische Gelehrte sich von Gdingen aus mit dem Dampfer „Polonja"" nach Narvik begeben: Dr.-Ing. Jan Lugeon, der Direktor des Staatlichen Meteorologischen Instituts in Warschau, Dipl.-Ing. Czeslaw Jacek Centkiewicz, Wladyslaw Tadeusz Lysakowski und Stanislaw Siedlecki. Die Gelehrten benutzen die günstige Gelegenheit, mit dem Vergnügungsdampfer „Polonja" zu reisen, der eine Fahrt nach den norwegischen Fjorden unternimmt; in Narvik gehen die Teilnehmer der Polar-Expedition an Land, um ihren Weg nach Norden fortzusetzen.

Die Zahl der Arbeitslosen um 8000 zurückgegangen.

Nach Angaben des Stat. Hauptamtes betrug die Zahl der Arbeitslosen auf dem ganzen Gebiet der Republik am 2. Juli 244 857 Personen, was im Vergleich zum vorherigen Monat einen Rückgang um 8000 Personen bedeutet.

42 000 Taubstumme in Polen.

Insgesamt gibt es in Polen annähernd 42 000 Taubstumme, wovon annähernd 9000 7—15 Jahre alt sind. Da es nur 15 Schulen für Taubstumme mit 1060 Schülern gibt, können rund 8000 taubstumme Kinder keine Schule besuchen.

Der Passagierverkehr in Gdingen und Danzig.

Nach den Angaben des Statistischen Hauptamtes trafen im Jahre 1931 in Gdingen auf dem Seeweg 7837 Reisende ein, und zwar 5522 aus Neuyork, 667 aus Kopenhagen, 227 aus London usw. 7609 Personen reisten 1931 aus Gdingen ab, und zwar 2937 nach Neuyork, 2283 nach Le Havre, 939 nach London, 287 nach Hull usw. In Danzig trafen im vergangenen Jahre 2300 Personen ein, davon 805 aus London, 561 aus Hull, 222 aus Helsingfors und 60 aus Stockholm.

U-Boot mit 66 Mann gesunken.

Das französische Unterseeboot „Promothee", das auf der Höhe von Cherbourg einige Manöver an der Oberfläche ausführte, ist aus bisher unbekannten Gründen plötzlich gesunken. 66 Mann der Besatzung, darunter zahlreiche Ingenieure und Marinepersonal, sind ertrunken. Der Kapitän und einige Ingenieure, die sich im Turm befanden, konnten gerettet werden. Das U-Boot ruht ungefähr 50 Meter auf dem Meeresgrunde. — Die „Promothee" wurde im Oktober 1930 in Cherbourg vom Stapel gelassen und hatte eine Wasserverdrängung von nahezu 1600 Tonnen.

Unwetterverheerungen in Bayern.

Ein furchtbares Unwetter, das über Füßen niedergegangen ist, hat ungeheuren Schaden angerichtet, der sich ziffernmäßig noch nicht annähernd darstellen läßt. Besonders heimgesucht wurden das Zentrum der Stadt sowie der nördliche und östliche Teil. Stellenweise sah die Stadt aus, als ob ein Trommelfeuer über sie hinweggegangen wäre. Manche Häuser gleichen Ruinen. Nahezu alle Dachplatten wurden durchschlagen und die Fensterscheiben zertrümmert. Da auf den furchtbaren Hagelschlag ein gewaltiger Wolkenbruch folgte, drangen die Wassermassen in die Speicher und die oberen Stockwerke der Häuser ein. Viele Wohnräume sind unbewohnbar geworden, so daß Einwohner und Hotelgäste ausquartiert und anderweitig untergebracht werden mußten. Ein trauriges Bild der Verwüstung bieten die Gärten, Wiesen und Aecker in der Umgebung. So unglaublich es klingt, so ist es doch Tatsache, daß vereinzelt Hagelstücke im Gewicht bis zu 1 Kilogramm gefallen sind. Es gibt Aecker, auf denen kein Grashalm und kein Pflänzchen mehr steht. Das schwere Unwetter, das über verschiedene Teile Bayerns niederging, hat auch bei der Reichsbahn zu Störungen geführt.

Ein seltsame Kirche.

Auf dem Hungerberg bei Innsbruck ist eine neue Wallfahrtskirche gebaut worden. An der haben 45 000 Menschen drei Jahre lang gearbeitet. Wenn es sich nicht um eine so himmlische Angelegenheit handelte, möchte man förmlich von einem Rekord sprechen. Wenn nun gleichwohl da oben jetzt kein Wolkenkratzer und keine Pyramide steht, sondern nur ein einfaches backsteinernes Kirchel, so bleibt die Sache doch um nichts weniger erstaunlich. Denn was jetzt da oben steht, preist nicht nur die Schöpfung, es ist auch ein Denkmal menschlicher Weisheit. Der Pfarrer, der diese Kirche bauen wollte, hatte nicht die Mittel zur Verfügung, die Ziegelsteine auf den Berg bringen zu lassen. So bat er die Pilger, die jahraus, jahrein den Hungerberg besteigen, jeweils einen Ziegelstein mit hinaufzunehmen. Seine 45 000 Mitarbeiter haben ein jeder nur einen Ziegelstein auf den Berg getragen. Aber die Kirche ist heute fertig.

Aus Stadt und Land

Die 10. Jugendwoche in Dornfeld

Die gegenwärtige Zeit steht im Zeichen der Krisis. Die Weltwirtschaft, die Religionen, die Weltanschauungen ringen mit der Ungunst der Zeit. Die Krisis verschont niemand, auch die diesjährige Jugendwoche stand im Zeichen der Krisis. Die früheren Jugendwochen waren stets von einer größeren Anzahl von Teilnehmern besucht. Es gab Jugendwochen mit über 300 Teilnehmern, die aus allen Teilen Polens nach Dornfeld kamen. Es war oft schwierig, die vielen Teilnehmer unterzubringen und der Volkshochschulsaal erwies sich als viel zu klein. Noch im letzten Jahre war dies so, wenn auch die Jugendwoche von 1931 nicht die höchste Teilnehmerzahl aufwies. Wie stark die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Bevölkerungsschichten unter der Krisis leiden, zeigte die diesjährige Jugendwoche. Nur et-

was über 120 Teilnehmer zählte die diesjährige Jugendwoche in Dornfeld, etwa ein starkes Drittel der sonstigen Teilnehmerzahl. Nur wenige der sonst ständigen Jugendwochenteilnehmer waren zu sehen. So mancher, der fast jedes Jahr nach Dornfeld kam, mußte wegbleiben, weil ihm seine wirtschaftlichen Verhältnisse eine größere Reise nicht mehr gestatten. So ist auch die Jugendwoche von der Krise, unter der die ganze Welt leidet, in Mitleidenschaft gezogen worden. Dieser Umstand kann aber die Jugendwoche weiter nicht beeinträchtigen. Die geringere Teilnehmerzahl hat auch ihr Gutes. Der kleinere Kreis konnte viel mehr zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenwachsen, was bei einer Teilnehmerzahl von einigen hundert viel schwerer ist. Es liegt der Wert der Jugendwoche auch gar nicht in der großen Zahl der Teilnehmer, sondern darin, daß die Jugendwochenbesucher ein Stück inneres Erleben mitnehmen.

Das Programm der Jugendwoche selbst war auch anders als sonst. Die früheren Jugendwochen waren zum großen Teil von Vorträgen ausgefüllt, dazwischen Turnen, Spiel und Volkstänze. Der Gesang wurde, soweit die Zeit es zuließ, gepflegt. Die diesjährige Jugendwoche war zur Hälfte eine Singwoche. Die Zahl der Vorträge war im Verhältnis zu früher gekürzt, das Singen nahm die Hälfte des Tages, und zwar den ganzen Nachmittag ein.

Die Jugendwoche begann am Montag, den 4. Juli d. J. mit einem Einleitungsvortrag des Begründers und Leiters der Volkshochschule, Herrn Dr. Fritz Seefeldt. Der Redner sprach über „Krisis in der Weltwirtschaft“. Die Krisis in der Weltwirtschaft beherrscht alle Kulturstaaten der Gegenwart. Sie begann mit der Herrschaft der Maschine, die unzählige Menschen ihrer Arbeitsmöglichkeit beraubte. Auf der einen Seite bildet sich eine unzufriedene Arbeitsmasse, auf der anderen Seite der profitgierige Kapitalismus. Die Arbeiter organisierten sich in dem Bestreben, einen möglich hohen Lohn zu erreichen. Die Industriellen dagegen in ihrer Profitwut organisierten sich, um die Löhne möglichst niedrig zu halten. Beide Stände organisierten sich international über die Staatsgrenzen hinaus. Den international organisierten Arbeitern stand ihr Partei- und Klasseninteresse höher als die Belange ihres Vaterlandes. Die Industriellen in ihrer Gewinnsucht verachteten gleichfalls nationale Belange, wenn es um ihren Gewinn ging. Durch diese international eingestellten Stände ging die nationale Volkswirtschaft in Trümmer und die Folge ist die Wirtschaftskrise. Die Völker müssen sich von diesen internationalen Gewalten freimachen und ihre nationale Volkswirtschaft wieder aufbauen. Der Arbeiter muß erkennen, daß die Schädigung der nationalen Wirtschaft auch sein Schade ist. Der industrielle Unternehmer muß gleichfalls wissen, daß unter die Belange der nationalen Wirtschaft der Weltwirtschaftskrise entgegentreten kann. Daher muß der Internationalismus überwunden werden, die Völker müssen die Sklavenketten des internationalen Finanzkapitals freimachen.

Am Nachmittage begann das Singen unter der bewährten Leitung des Chordirigenten Fritz Scharlach aus Bielitz. Der Abend war mit Volksliedern und musikalischen Darbietungen ausgefüllt. Am Dienstag sprach Lic. Pfarrer Max Weidauer aus Kolomea. Der alte Herr ist den früheren Teilnehmern schon eine gewohnte und geliebte Erscheinung. Pfarrer Weidauer, obwohl den Jahren nach schon über sechzig, versteht es dennoch in seinen Vorträgen die Jugend zu packen. Und gerade die jüngsten Teilnehmer fühlen sich unwiderstehlich zu diesem alten Herrn hingezogen, der bald mit unerbittlichem Ernste, bald auf den sanften Schwingen goldenen Humors dahinschwebend, die Probleme den Zuhörern vor Augen führt. Diesmal sprach Pfarrer Weidauer über das neutestamentliche Christusbild auf Grund des Briefes an die Hebräer. Das Christusbild ist in der Welt vielfach verzerrt worden. Jeder macht sich ein Christusbild zurecht, wie er es braucht. Wer aber Christus kennen lernen will, muß zum Neuen Testament greifen. Hier entrollt sich die Gestalt Christi, wie sie das Christentum im schärfsten Kampf gegen die Mächte des Unglaubens steht, ist es nötig Christus zu erkennen. — Den zweiten Vortrag an diesem Tage hielt Dr. Fr. Seefeldt über „Krisis in der Politik“. Die Weltpolitik hat sich verrannt und sucht krampfhaft nach einem Ausweg. Die Weltpolitik steht im engsten Zusammenhang mit der Wirtschaft der Völker. Durch die Politik ist auch vielfach die wirtschaftliche Krisis heraufbeschworen worden. Die Weltpolitik der letzten Zeit war beherrscht von den demokratischen bürgerlichen Politikern. Sie haben versagt, sie konnten der Welt nicht den politischen Frieden bringen und auch die Weltwirtschaftskrise nicht meistern. Daher sehen wir im heutigen Europa die Abkehr von der Demokratie und die Neigung zum politischen Radikalismus. — Der Abend des Tages war dem deutschen Humoristen Wilhelm Busch gewidmet, der vor hundert Jahren (im Jahre 1832) das Licht der Welt erblickte. Professor Rudolf Schweitzer aus Lemberg zeichnete in kurzen Zügen das Lebensbild Buschs, woran Dr. Seefeldt eine Lichtbilderreihe von Max und Moritz anschloß. Die Volkshochschule erhielt voriges Jahr anläßlich ihres zehnjährigen Bestehens von der Firma Zeiß in Jena einen vorzüglichen Lichtapparat geschenkt, mit dem nun wertvolle Lichtbildervorführungen veranstaltet werden können. — Der Mittwoch war Ausflugstag. Die Teilnehmer zogen in ein bei Dornfeld gelegenes Wäldchen. Während der Rast erzählte Dr. Seefeldt ein Märchen und zeigte, daß Märchen nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen etwas sagen können. Der Mittwochabend war dem deutschen Tonkünstler J. Haydn gewidmet, der vor hundert Jahren starb. Herr Dirigent Fr. Scharlach zeichnete das Lebensbild des großen deutschen Tonfürsten, woran sich die Darbietungen von musikalischen Schöpfungen Haydns anschloß. Am Donnerstag früh setzte Pfarrer Weidauer seinen Vortrag über das Christusbild auf Grund des Hebräerbriefes fort. Den zweiten Vortrag an diesem Tage hielt Oberlehrer J. Lanz, Dornfeld, über „Krisis des Wissens“. Der Redner zeichnete den nach Wissen strebenden Menschen. Wissen ist sehr wertvoll, darf aber nicht zur Ueberhebung und Entfremdung des Menschen gegenüber seiner Heimat führen. Diese Frage ist für die jungen studierenden Leute aus den deutsch-galizischen Dörfern von großer Bedeutung. Sie wollen und dürfen durch ihr Wissen ihrer Heimat nicht entfremdet werden. — Der Donnerstagabend war dem Volksliede gewidmet. Oberlehrer Lanz führte den Anwesenden den Wert des Volksliedes vor Augen, worauf unter Leitung des Dirigenten F. Scharlach mehrere Volkslieder gesungen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Stryj. (Schulfestwoche.) Die diesjährige Schulfestwoche fand in der Zeit vom 12. bis 19. Juni statt. Eingeleitet wurde sie mit einem Festgottesdienste, in dem Pfarrer Ladenberger der Gemeinde die heldenhafte, glaubensstarke Gestalt Gustav Adolfs vorführte und der Gründung des Gustav-Adolf-Vereins vor 100 Jahren gedachte. Ueberall in der Welt, wo Evangelische — gleichviel welchem Volke sie angehören — in geistiger Not sich befinden, hilft er Kirchen und Schulen bauen, und Prediger sowie Lehrer erhalten. Unermeßlich ist der Segen, den der Gustav-Adolf-Verein in den hundert Jahren seines Bestehens gestiftet hat. Am Montag versammelte sich um 7 Uhr alt und jung im Gemeindehause in Stryj. Schulrat Butschek leitete den Abend auf Grund der Schriftworte Josua 24, 15: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ ein und besprach dann das neue Schulgesetz für Polen im allgemeinen und im besonderen die Bestimmungen desselben bezüglich der Privatschulen, zu denen ja alle unsere evangelischen Schulen zählen. Pfarrer Ladenberger sprach das Schlußwort, der Singverein diente der Gemeinde mit zwei Chören und die zahlreich versammelte Gemeinde ging in gehobener Stimmung und mit dem stillen Gelöbnis auseinander: der evangelischen Schule Treue zu halten und kein Opfer zu ihrer Erhaltung zu scheuen. — Am Dienstag entwarf Frl. Jagi abermals im Gemeindehause ein Bild von Fröbel und führte uns in die Arbeit des Kindergartens ein. Den Abend füllten ferner Lieder und Spiele der munteren Kindergartenzöglinge aus. Der Kindergarten, der schon 7 Jahre in Stryj besteht, und zum Bedürfnis der Gemeinde geworden ist, wird künftighin laut dem neuen Schulgesetze in jeder Gemeinde eingeführt werden müssen. Am Mittwoch versammelten wir uns im Gemeindehause in Daliby, wo Oberlehrer Wagner über Einzelaufgaben in der praktischen Erziehungsarbeit sprach. An der Hand von Beispielen zeigte der Vortragende, wie beim Kinde Eigensinn, Jähzorn, Trotz, Lüge zu überwinden und die Tugenden des täglichen Lebens zu üben sind, wie der kindliche Tätigkeitstrieb zu fördern, die kindliche Individualität zu entfalten und das Kind zur Selbsterziehung zu führen ist. Am Donnerstag war Muttertag. Da lauschten wir den feinen und eindrucksvollen Ausführungen der hochverehrten Frau Superint. Dr. Zöckler über die Bedeutung

der Freude und der Kraft in der Liebesarbeit, welche im Gebete wurzeln. Möge diese Liebe in unseren Gemeinden immer mehr Einkehr halten und reiche Früchte tragen! Gedichte und Lieder, vorgetragen von Kindern, umrahmten den Abend. Der Freitag war der Gemeinde Grabowce gewidmet. Nach den schönen Begrüßungsworten, die Herr Lehrer Walter an die Gemeinde richtete, folgte ein Gedicht „Deutsche Jugend", vorgetragen von Frl. Daum. Hierauf sprach Frl. Wagner über: „Evangelische Schule und Staatsschule". Der Vortragende hob in ihrer Ansprache die Bedeutung der evang. Schule für unsere Gemeinden und für unser Volk hervor. In der evangel. Schule ist die Religion das Zentrum, um das sich die Lehrgegenstände reihen. Das Erbe unserer Väter wird unseren Kindern treu und unverfälscht übermittelt und sie werden zu brauchbaren und nützlichen Mitgliedern ihres Stammes, ihrer Kirche und der menschlichen Gesellschaft erzogen. Freilich, die evangelischen Schulen müssen sich selbst erhalten und dazu sind Opfer nötig. Doch, wer seine Kinder lieb hat, dem darf keine Arbeit an ihnen zu schwer und kein Opfer für sie zu groß sein. Pfarrer Ladenberger sprach das Schlußwort und der Kindergarten, der ja auch schon 4 Jahre in Grabowce besteht, diente mit Liedchen, Reigen und Tänzen. — Am Samstag fand im Gemeindehause in Stryj eine gut besuchte Schülervorstellung statt. Die Kinder spielten ihre Rollen sehr gut. Ihr Gesang und ihre Deklamationen zeigten, daß die Arbeit an ihnen auch im abgelaufenen Schuljahr nicht vergeblich gewesen ist. — Den Abschluß der Schulfestwoche bildete ein Gartenfest, bei dem alt und jung auf ihre Rechnung kamen. Alle blieben in fröhlicher Stimmung beisammen, bis die eintretende Dunkelheit an das Nachhausegehen erinnerte. So wurden die ganze Woche Anregungen ausgestreut, die sich auf unsere höchsten Güter beziehen und wenn davon auch nur ein Teil auf fruchtbaren Boden gefallen ist, dann haben wir die Schulfestwoche nicht umsonst gefeiert. A. W.

Für Schule und Haus

Tagung der deutschen Lehrer in Polen

In den Tagen vom 2. bis 4. Juli fand in Graudenz die Tagung der deutschen Lehrer in Polen statt. Ihren Anfang nahm sie am 1. Juli mit einem gemütlichen Beisammensein im „Goldenen Löwen". Am nächsten Tage fanden verschiedene geschäftliche Sitzungen statt, außerdem wurde der vor zwei Jahren anläßlich der Bromberger und der vorjährigen Josefsberger Tagung gedrehte Film gezeigt. Am Nachmittag erfolgte die Besichtigung der am 26. Juni eingeweihten „Goethe-Schule". Abends fand im „Tivoli" der Begrüßungsabend statt, an dem sich der Graudenzer Männergesangverein „Liedertafel" und der hiesige Sportverein rühmlichst beteiligten. Die Begrüßungsrede hielt der Vorsitzende des Bezirksvereins Netzegau, Herr Grams. Viel Heiterkeit erweckte Herr Damaschke mit seinen Rezitationen „Der fröhliche Goethe — der heitere Busch". Ein Tänzchen beschloß den ersten Teil der diesjährigen Tagung.

Auf den Sonntag entfiel das Hauptprogramm. In der geräumigen Aula der „Goethe-Schule" begann vormittags 10 Uhr die Hauptversammlung, die vom ersten Vorsitzenden des Vereins deutscher Lehrer in Polen, Herrn Jendrike, eröffnet wurde. Der erste Teil umfaßte die Begrüßung der Mitglieder und Vertreter deutscher Organisationen des In- und Auslandes. Vertreter hatten u. a. entsandt der Preußische und Danziger Lehrerverein, die evangelische und katholische Geistlichkeit, das deutsche Generalkonsulat und die deutsche Fraktion des Graudenzer Stadtparlaments. Andere Organisationen hatten Schreiben gesandt. Es folgte sodann der mit Spannung erwartete Vortrag des Senators Dr. Pant über das Thema „Minderheit und Staat", in dem der Redner betonte, daß nur eine grundlegende Aenderung der Ideen mit Berücksichtigung der Frage: Ist das Gottes Wille? dies heikle und vielumstrittene Schicksal der Minderheit eines Volkes in einem Staate zur Zufriedenheit beider Teile lösen könne. Herr Dr. Lattermann besprach anschließend das Gesetz über die Neuordnung des polnischen Schulwesens. Von nachmittags 4 Uhr ab fand in der Aula die aus naheliegenden Gründen stark gekürzte Aufführung von Goethes „Faust", 1. Teil, statt. Alle Mitwirkenden taten ihr Bestes und ließen uns einen Blick tun in die Seele des Menschen, der sich zum Guten hingezogen fühlt, das Böse aber nicht lassen kann. Darstellung und Wirkung waren ohne Zweifel gut. Am Sonntag abend fand im Saale des „Goldenen Löwen ein Festabend mit Tanz statt, der durch ein Zwischenspiel Goethes: „Die Laune des Verliebten" angenehm unterbrochen wurde. Von Montag ab begannen Ausflüge in die Umgebung, so nach Kulm, Sartowitz, in die Kaschubei und nach Danzig. Ueber 300 Lehrer waren trotz der gekürzten Gehälter der Einladung gefolgt, um sich Kraft zu holen für ihre mühsame Arbeit. Fast allen konnte ein Freiquartier besorgt werden. Der Graudenzer deutschen Bürgerschaft gebührt von dieser Stelle aus der herzlichste Dank aller Tagungsteilnehmer für ihre Gastfreundschaft, die bei den heutigen besonders schweren Zeiten ein freudiges Zeichen der Anteilnahme an den Bestrebungen der deutschen Schule ist.

Schulfestwochen

Die Schulfestwochen sind für unsere deutschen Einwohner Kleinpolens, die geschlossen wohnen und eine deutsche Privatvolksschule (in evangelischen Gemeinden heißen diese Schulen „Evangelische Schulen mit deutscher Unterrichtssprache") besitzen, schon eine selbstverständliche u. notwendige Einrichtung geworden. — Nicht als ob die ganze Schulfrage erst seit kurzer Zeit als eine wichtige und der Förderung bedürftige erkannt worden wäre, diese Erkenntnis erwachte schon, man kann es ruhig behaupten, in der Zeit der Ansiedlung unserer Vorfahren bei Allen, die nur etwas Volksbewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl besaßen. Aber es bedurfte längerer Zeit, bis das Schulwesen gehoben wurde, und es wird noch lange dauern, bis unser Schulwesen das von uns gewünschte Niveau erreicht. Wir haben im Laufe der Zeit viel dazugelernt, wir haben um unsere Güter gerungen, wir haben auch manches empfangen, dann verloren und wiedergewonnen, wir haben gelernt, Freud und Leid zu teilen, wir sind endlich im Laufe der Zeit zu einer Einheit zusammengewachsen; und aus diesen verschiedenen Prozessen wuchsen die verschiedensten Sitten und Bräuche heraus und wurden ein Volksgut. So entstanden verschiedene Einrichtungen fürs Volksganze und zu diesen Einrichtungen letzten Datums gehören auch unsere Schulfestwochen.

Was wollen diese Schulfestwochen und wie werden sie gefeiert? Sie wollen unsere deutschen Privatschulen erhalten, sie wollen das nötige Verständnis bei allen Glaubens- und Volksgenossen wecken, sie wollen auch neue Wege finden und zeigen, die eingeschlagen werden müssen, um die Erhaltung dieser Anstalten zu sichern. Gefeiert aber werden sie verschieden: in größeren Gemeinden werden sie tatsächlich auf die ganze Woche ausgedehnt und mit Vorträgen, Gottesdiensten und Schülerdarbietungen ausgefüllt, in kleineren Gemeinden begnügt man sich mit einem Gottesdienst und einem Familienabend.

Wenn die Ferienzeit vor der Türe steht, wenn Kinder und Lehrer sich auf die Ferienmonate freuen und verschiedene Pläne für diese Zeit der Freiheit und des Ausruhens schmieden, dann sammeln wir noch einmal vor Schulschluß alle Kräfte, um auf die Höhe geistigen Schaffens und Erkennens steigen zu können, dann feiern wir die Schulfestwoche!

Wir haben ein gut ausgebautes evangelisches Privatvolksschulwesen in Kleinpolen, erhalten von den einzelnen Gemeinden und evangelischen Hilfsvereinen, wir haben auch in einigen deutschen katholischen Gemeinden Privatvolksschulen, wir haben endlich auch zwei Privatgymnasien mit deutscher Unterrichtssprache in dem früheren Galizien. **Diese Lehranstalten zu erhalten, ist unsere heilige Pflicht**, solange es uns der polnische Staat nicht verwehrt. Für dieselben einen ehrlichen Kampf zu führen und auch die größten Opfer zu bringen ist gleichbedeutend mit dem Gebote, treu zu bleiben allen angestammten Erbgütern. Wer seine deutsche Lehranstalt und Bildungsstätte in der Diaspora verachtet oder auch nur vernachlässigt, der hat sein Volkstum verraten und das Band der Zugehörigkeit schnöde zerschnitten. Unsere Schulen sind als ein Bollwerk unserer Kultur und als die besten Stützen unserer religiösen Güter anzusehen. Sie haben eine weit größere Aufgabe zu erfüllen, als die staatlichen Lehranstalten in unserem polnischen Vaterlande, die sich damit begnügen können, gute polnische Patrioten heranzubilden. Unsere deutschen Privatlehranstalten erziehen gewiß auch die ihnen anvertraute Jugend zu guten Bürgern, die dem Staate geben, was des Staates ist; aber sie müssen

außerdem unserer lieben Jugend die deutsche Kultur übermitteln, die deutsche Muttersprache lieb machen und dafür sorgen, daß das übernommene Erbgut nicht verloren geht; denn verliert der Mensch sein Volkstum und seine Religion, beginnt er untreu zu sein, dann wird auch später seine Treue zum Staate Schiffbruch leiden; oder aber er wird nur solange diese Treue bewahren, solange ihm diese „Treue" einen persönlichen Nutzen sichert. — Daß unseren Schulen aber jeder einseitige Zug fern ist, zeigt die Geschichte unseres Schulwesens und die Tatsache, daß so viele gute Polen, Ukrainer und Juden ohne Schaden ihre Kinder unseren Lehranstalten anvertrauten und noch immer sehr gerne anvertrauen möchten.

Erhalten können wir unser Schulwesen aber nur dann, wenn für jede Hebung und Förderung ordentlich Sorge getragen wird und wenn wir uns bemühen werden, auch für die Zukunft aus unseren Schulen Musteranstalten zu machen. Auf diesem Arbeitsgebiete finden auch die Bestrebungen der Schulfestwochen zu suchen; sie geben uns Gelegenheit, die Elternschaft zur Mitarbeit an der Verwirklichung aller Erziehungsprobleme einzuladen, wir können dabei den Eltern und Schulfreunden die durch unser Schulwesen geförderten und fortgepflanzten geistigen Güter vorführen, wir können weiter neue Liebe und Begeisterung für die Arbeit an unserem teuren Nachwuchse wecken, wir können endlich alte Liebe und Zugetanheit pflegen und vermehren.

Möge darum auch diese Einrichtung der Schulfestwochen dem allgemeinen großen Gedanken der Volksentwicklung mit Erfolg dienen, möge sie uns vor allem noch mehr zu einem Ganzen zusammenschließen, möge sie besonders aber reichen Segen spenden jeder Gemeinde und jedem einzelnen Menschen, in der richtigen Erkenntnis dessen, daß für unser Volk nie genug getan werden kann und wir auch nie müde werden dürfen, zu dienen dem Wohle unserer Gemeinden, das auch gewiß zum Wohle des Staates werden kann.

Hagen.

Vom Büchertisch*)

Goldbaum Helene: **„Die Mutter als Lehrmeisterin ihres Kindes"**. Verlag Hachmeister u. Thal, Leipzig. — Es ist ein kleines Büchlein. Nur 80 Seiten umfassend. Aber dafür bringt es eine reiche Fülle von Anleitungen, Hinweise und Richtlinien, die jeder Mutter und allen Erzieherinnen großen Vorteil bringen. Die Verfasserin dieses Büchleins legt den Wert ihrer Ausführungen auf das Sichentfalten des Seelenlebens des Kindes. Auf Grund eigener Beobachtungen führt sie die Mutter von Tag zu Tag, Monat um Monat mit ihrem täglich wachsenden Kinde, bis es dann im gegebenen Augenblick der Obhut der Schule anvertraut wird. Viel Liebe und großes Verstehen leuchtet aus jedem Abschnitt heraus. Deshalb hat die Verfasserin das Recht, jede Mutter auf die verschiedenen Fehlgriffe zur Zeit der Entfaltung der Kindesseele aufmerksam zu machen und die Mutter zu mahnen „scharfen Auges ihr wachsendes Kind zu beobachten". Die Zeiten sind auch in dieser Hinsicht ernst zu nehmen. Also sollen die Mütter ihr heiligstes Gut, das Kind, nicht sich selbst überlassen, sondern dem Kleinkind Wege zeigen, wie es gehen, sprechen, denken und fühlen soll. Dadurch kristallisiert sich die aufblühende Kindesseele, und die tausendfältige Frucht, in einem gesunden Körper aber auch eine reine, edle Seele zu wissen, wird der Mutter auch diese Zeit und Mühe lohnen. Der Preis dieses Büchleins ist sehr niedrig; es kostet nur 1.60 Mk. und kann durch den „Dom-Verlag" bezogen werden.

*) Alle hier besprochenen oder angeführten Bücher sind durch die Dom-Verlags-Ges. Lwow (Lemberg), Zielona 11. zu beziehen.

Mutter Landois

Monsieur Landois war außer sich. Er führte den Abbee durch das Haus und zeigte hinaus. „Sehen Sie, das muß man sich gefallen lassen!"

Auf dem Hofe des Herrn Pierre Landois standen zwei ungeheuer starke Lastwagen. Sie trugen zusammen ein Geschützrohr von solchen Ausmaßen, wie Herr Landois es sich bisher nicht hätte vorstellen können.

„Mon Dieu, mon Dieu!" murmelte der Abbee und sah sich scheu um, ob nicht Deutsche in der Nähe wären. „Unsere armen Poilus!"

Eine Weile betrachteten die Männer schweigend das furchtbare Ungetüm. Dann traten sie in die blitzsaubere Küche der Madame Landois. Madame schenkte Tee in die Schalen. Während Monsieur Pierre den Tee übersah, hob der Abbee genießerisch die Schale. Nach dem Schluck schob er den Kopf nach Pierre hin. „In und um St. Quentin stehen viertausend Geschütze."

Pierre fuhr zusammen und sah den Abbee ungläubig an. „Sie wissen das?"

Der Geistliche lächelte nur. „Die Deutschen haben Großes vor." Dann sprang er plötzlich auf. Ein fanatisches Feuer brannte in seinen Augen. „Mon Dieu! Sie werden sehen, Herr Landois, es wird das Letzte sein. In sechs Monaten sind die Deutschen raus!"

Pierre Landois warf einen schnellen Blick in die Runde. Das war seine Gewohnheit, seitdem er mehr Deutsch als Französisch hörte. Auf dem Hofe wurde es laut. Die Artilleristen schleppten Buschwerk herbei, um das Geschützrohr gegen Fliegersicht abzudecken.

Als der Abbee ging, sagte er noch zu Pierre Landois: „Steht nicht Ihr Sohn, der Emile, bei der Infanterie in Montdidier?"

Pierre nickte. „Sein Regiment liegt drüben vor St. Quentin!"

Pierre hatte beide Hände in die Taschen geschoben. Sie ballten sich zu Fäusten. So trat er auf den Hof hinaus. Das Geschützrohr mußte er sehen. Es war länger als sein Haus. Da konnte er den Anblick doch nicht mehr ertragen. Er versuchte, die „Gazette" zu lesen. Aber es wurde nichts damit. Später sagte er zu Madame Landois: „Weißt du, das Ding da... mir ist's, als wäre ich derjenige, der es richtet."

„Sei still, Pierre!" flüsterte Madame.

Am 21. März traten die Deutschen zum großen Vormarsch an. Die Erde bebte vom Kanonendonner, und die Straßen waren voll von Kolonnen und Fußvolk. Immer mehr Deutsche zogen westwärts. Nach zwei Tagen wurde das Rollen schwächer; es verlor sich in der Ferne.

In Vernot meldete sich der Frühling wie immer. Ein erstes Grünen und Blühen leuchtete aus dem Gebüsch.

Madame Landois war unruhig. Von dem Regiment ihres Sohnes waren Gefangene durch das Städtchen gekommen. Einzeln und in Trupps belebten sie noch immer die Landstraße. Mehr als einmal war sie schon auf die Straße hinausgetreten, um Näheres zu hören. Vielleicht... dachte Mutter Landois. Dabei schlug ihr das Herz bis in die Kehle.

Aber ihre Wege waren vergebens.

Vater Landois war nicht aus der Tür getreten seit drei Tagen. Vom Fenster aus hatte er den Gefangenen nachgesehen. Er wußte, daß die Deutschen über den Crozart-Kanal bis nach Ham, dem englischen Hauptquartier, vorgerückt waren. Immer mußte er an die Worte des Abbee denken. „Sechs Monate noch", hatte der gesagt. Und nun dies. Sehr finster blickte Herr Landois.

In der Abenddämmerung des dritten Tages trat plötzlich ein leichtverwundeter deutscher Unteroffizier in sein Haus. „Monsieur Pierre Landois?" fragte er.

„Oui, M'ssieur!" Vater Landois trat zurück, als fürchte er, noch mehr zu hören. Madame stand wie angewachsen mitten in der Küche. Die Hand fuhr nach dem Herzen. Da drehte sich der Deutsche nach der Tür. „He, Kamerad!" rief er, „komm rein!"

Vor Madame Landois stand Emile, jung und braun und unverwundet. Es war, als hätte der kleine Raum, als hätte das ganze Haus einen Herzschlag, der nun aussetzte. Still war es. Die nestelnden Hände der Mutter Landois fuhren an dem Sohne auf und ab. Madame konnte kaum glauben, daß ihr Sohn vor ihr stand. Der Deutsche sah nach dem Napoleonbildnis an der Wand. Unwirklich wie ein halbvergessener Traum war in diesem Augenblick der Krieg.

Als Mutter und Sohn sich in stürmischer Umarmung erlösten, trat Pierre Landois ans Fenster. Er sah hinaus, obgleich es draußen schon fast dunkel war. Emile umarmte ihn von hinten. Der Alte wehrte ab und stand wie vordem. Beklemmendes Schweigen trat ein. Während Mutter Lan-

dois noch ganz im Schreck gebannt war, tauschten die Soldaten einen Blick.

Da riß Madame den Alten vom Fenster fort. „Du — Emile — dein Sohn!"

Er sah verächtlich seinen Sohn von unten bis oben an, ließ den Blick wie von ungefähr über das Napoleonbild gleiten und trat wieder ans Fenster. „Gefangen, gefangen!" knurrte er.

Mutter Landois verstand das nicht. Doch die Soldaten lächelten nun. Und als die Frau das Lächeln sah, sagte sie zu Pierre: „Aber das ist doch gut!"

„Eine Schande ist es!" schrie der Alte. Damit nahm er den Hut und ging fort. Die Soldaten lachten aus vollem Halse. Mutter Landois aber tischte auf, was ihre Küche herzugeben vermochte. Beim knisternden Kaminfeuer saßen sie noch lange und merkten nichts von der Zeit. Dann bereitete Madame in Emiles Kammer zwei Lager, eins für Emile, eins für den Deutschen. Als die Soldaten schliefen, zündete sie zwei Kerzen an, stellte sie zu beiden Seiten des Kruzifixes und ließ den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Dreieinhalb Jahre lang war ihr Herz nicht zur Ruhe gekommen. Nun hatte es nicht nur Ruhe; nun war es froh, daß sie nicht wußte, was sie vor Glück denken und tun sollte.

Monsieur Pierre Landois schlief in dieser Nacht bei Nachbarn.

Früh hantierte Mutter Landois in der Küche herum. Zwei Pakete lagen bereit; eins für Emile, eins für den Deutschen. Auf dem Tische dampfte der Kaffee.

Als die Soldaten fort waren, kam Monsieur Pierre Landois zurück. Er schalt nicht mit Madame, aber er sprach auch sonst nichts. Paul Behlau.

Die Welt in Ziffern

In der „Zeitschrift für Geopolitik" erschien ein interessanter Artikel des Prof. Fischer unter dem Titel: „Die Entwicklung der Menschheit seit dem Jahre 1925".

Nach Berechnung Fischers werden gegenwärtig 1980 Millionen Menschen gezählt. Nicht in allen Weltteilen und nicht in allen Staaten sind diese Ziffern genau angegeben, aber die Unterschiede sind im Allgemeinen nicht groß. Das Anwachsen der Menschen ist in verschiedenen Ländern nicht gleich. Im Allgemeinen haben sich die Menschen in den letzten fünf Jahren um 75 Millionen (15 Millionen jährlich), d. i. gegen 8 Prozent, vermehrt. Hiervon entfallen auf Europa 25 Millionen. Trotz des relativ großen Zuwachses gibt es Länder, welche die durch den Krieg entstandenen Verluste noch nicht ergänzt haben.

Zu denen gehört Lettland, welches im Jahre 1914 um 650 000 Menschen mehr zählte (allerdings nicht als Staat, sondern als Terrain), als gegenwärtig. In allen anderen europäischen Staaten zählt die Bevölkerung gegenwärtig mehr als in der Hälfte des Jahres 1914, und zwar in Deutschland um 5½ Millionen, in Italien um 4 Millionen, in Groß-Britannien und Spanien um 2 Millionen, in Griechenland um 1¼ Millionen. In vielen Fällen wird die Ursache dieses Zuwachses als Folge der Friedensverträge angesehen. Es ist z. B. in Griechenland der Zuwachs durch Rückwanderung der Griechen aus der Türkei entstanden. Erstaunlich groß ist der Bevölkerungszuwachs in Holland, er beträgt 1¼ Millionen und ist als der größte festgestellt. Weiter macht Prof. Fischer die Feststellung, daß in den Weststaaten sich die Anzahl der Kinder, trotz solch bedeutenden Zuwachses fortwährend verringert. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß in dieser Hinsicht Frankreich an erster Stelle steht, ist jedoch irrig. Im Jahre 1926 entfielen in Frankreich auf 1000 Einwohner 18,8 Geburten, dagegen in England nur 18,3, in der Schweiz 18,2, in Estland 17,7 und in Schweden bloß 16,9. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in allen diesen Ländern die Anzahl der länger lebenden Menschen kleiner ist, als in Frankreich. In Frankreich betrug die Zahl der über 40 Jahre alten Menschen im Jahre 1921 — 39 Prozent der gesamten Bevölkerung, dagegen in England nur 32 Prozent und in Deutschland bloß 30 Prozent.

Im Allgemeinen berechnet Prof. Fischer die Bevölkerung Europas mit 491 Millionen. An erster Stelle steht Sowjetrußland mit 116 Millionen, Deutschland mit 65 Millionen, England samt Irland 49 Millionen, Frankreich 41 Millionen, Italien 42 Millionen, Spanien 30 Millionen Menschen.

Europa bleibt weit zurück hinter Asien, welches 1065 Millionen Menschen hat. Allein China zählt nach Fischer 441 Millionen, die englischen Besitzungen in Asien 350 Millionen, die Japaner 78 Millionen, die holländischen Besitzungen 51 und die sowjetrussischen 38 Millionen.

An dritter Stelle steht Amerika. Es hat bloß 250 Millionen Einwohner. Der größte Teil hiervon entfällt auf die Vereinigten Staaten — 129 Millionen, Brasilien hat 35,5 Millionen, Mexiko 15½ Millionen Einwohner.

Die Bevölkerung Afrikas wird auf 141 Millionen Menschen geschätzt, davon wohnen 53 Millionen in den Großbritannien gehörigen Ländern (wobei 15 Millionen der Bevölkerung von Aegypten nicht mitgezählt sind), 38 Millionen entfallen auf französische Kolonien.

Verhältnismäßig klein ist die Zahl der Bevölkerung in Australien; sie wird auf 9½ Millionen geschätzt.

Endlich müssen die Polarländer, in denen sich 1 100 000 Menschen befinden, berücksichtigt werden.

Die Menschen sind in der Welt nicht gleichmäßig verteilt, weil man neben übervölkerten Gebieten, Riesenteile der Erde findet, die von Menschen sehr schütter bewohnt sind, aber auch menschenleere Wüsten.

Der Wanderzirkus

Von Erwin Stranik.

Estelle war die erste, mit der ich Freundschaft schloß. „La petite Estelle", wie sie auf den blauen, roten und grünen Programmzetteln hieß, die an allen Straßenecken klebten. Später erfuhr ich, daß es auch eine „Grand Estelle" gebe — oder gegeben habe, bei Hagenbeck, wenn ich nicht irre. Und dieser kleine Wurm, vielleicht drei, höchstens vier Jahre alt (in der Manege galt sie natürlich ständig für zwei), sollte der großen Arrivierten ländliche Konkurrenz bereiten.

Naivität eines wandernden Artistenunternehmens, Weltperspektive, gesehen vom Fenster des armseligen Wohnwagens, der alles in winzige Dimensionen zwang!

Estelle konnte allerlei bescheidene Kunststücke; sie wollte (oder sollte) später einmal Parterreakrobatin sein, darum übte sie jetzt bereits Krafthandstand, Kopfstehen und ähnliches. Ein mißgünstiger Zuschauer behauptete, was Estelle da produziere, leiste jeder Dorfjunge.

Aber werfen Dorfjungen Kußhände? Sehen Dorfjungen mit verschreckten, ängstlichen Augen ihre Mitmenschen an? Werden Dorfjungen geprügelt, wenn ihre Kunststücke einmal versagen?

Ich brachte Estelle täglich Schokolade. Da wurde das Kind ganz Kind — ganz, ganz unbedeutend. Estelle war auf einmal häßlich, ungewaschen und redete völligen Unsinn. Aber eben darum liebte ich sie. Und sie liebte meine Schokolade.

*

Jumbo hielt ich bisher für einen Vornamen im Elefantenkalender. Ich sah mich eines Besseren belehrt. Jumbo war das fabelhafte Rechenpferd, ein Elberfelder Ziersproß, das seinesgleichen auf der Erde nicht besaß. Jumbo mußte einen der beiden Wagen ziehen und fraß Gras, weil Geld, um Heu zu kaufen, nicht vorhanden war. Des Abends trug er eine rote Decke und belehrte durch Scharren seines linken Vorderfußes die Zuschauer, daß zwei mal zwei gleich vier sei und fünf plus drei acht. Nach vier Tagen kannte ich das ganze Skelett Jumbos. Jede Rippe weinte aus dem ausgemergelten Körper.

Trotzdem mußte Jumbo bei schönem Wetter die Dorfjungen auf seinem Rücken (gleich drei, vier Stück miteinander) rund um den Zirkus reiten lassen.

Das war sein Extravergnügen.

*

Mit Fräulein Paula, der allgemein beliebten Kautschukdame, rauchte ich eine Zigarette. Wir saßen sogar miteinander im Kaffeehaus. Sie tanzte die modernsten Tänze und trug Ohrgehänge um eine Mark fünfzig. „Das gehört eben zum Geschäft", sagte sie, „fremder Name, falscher Schmuck und feuriger Blick." Dann setzte sie, gleichsam entschuldigend, hinzu: „Aber es ist an allem nichts dran." Und seufzte dabei.

Ich seufzte mit. Das Artistenlos — Künstlerlos, kam plötzlich ganz unromantisch in mein Herz.

Wir alle beginnen hoffnungsvoll, streben empor — wollen berühmt, bekannt, gefeiert werden, aber wer siegt?

Der Unterliegende bleibt eine Kautschukfigur. Alles ist falsch, was er redet, schreibt, agiert — alles erlogen, Pose: „Das gehört eben zum Geschäft.“

Eigentlich sehr sehr dumm, in Gesellschaft Fräulein Paulas, die sich des Abends wie ein Ball zusammenknüllen läßt und wieder auseinanderspringt, sentimental zu werden. Schließlich tanzt Fräulein Paula ja auch die modernsten Tänze.

*

Bibi, der Affe der Zwischenakte. Didi, der Papagei, der die Schicksalszettel einem verehrlichen Publikum gegen ein bescheidenes Entgelt überreicht, und Max, Pax, Lax — die drei dummen Auguste, des Direktors Buben, 15, 17 und [illegible] Jahre alt gehören zueinander. Schon deswegen, weil man über sie alle absolut nicht lachen kann. Bibi springt zwar gern toll herum, tut dies aber ohne humoristische Wirkung. Didi ist in Ehren alt geworden — ehe er den richtigen Schicksalszettel findet, kann das Grammophon zweimal einen ganzen Marsch spielen. Und Max, Pax, Lax sieht man deutlich an, daß sie das Geschäft nicht freut. Sie glauben nicht an die Zukunft der Zirkusse. Max möchte lieber Eisenbahner, Pax Postmeister und Lax gar ein ernst zu nehmender Schauspieler sein.

Doch wer darf sich zu solchen Träumen versteigen? Bei der heutigen Zeit? Max gähnt vor der Schießbude, Pax treibt muskelstark das Ringelspiel und Lax setzt seine dümmste Miene auf und schreit ununterbrochen: „Hereinspaziert, herrrrreinspaziert, herrrrrreinspaziert!“

*

Endlich werde ich auch mit dem Direktor bekannt. Alte Generäle, Fürsten, berühmte Dichter, schöne Schauspielerinnen und die extravagantesten Kokotten sind leichter zu behandeln als dieser Herr, der den „unwiderstehlichen Mephisto“ seit zwanzig Jahren im gleichen Kostüm zum besten gibt. Die Kleinheit seines Unternehmens — zwei Wagen, eine offene Arena, Schießbude und Ringelspiel, ein Pferd, Bibi, Didi und nur noch drei, höchstens vier Kräfte außer der Familie — bedrücken ihn.

„Sie werden es natürlich nicht glauben“, sagt er verbittert und nimmt eine meiner Zigarren, „wer glaubt denn einem Zirkusmenschen überhaupt, aber ich war einmal eine Sensationsnummer. Dreimaliger Tusch im Orchester bevor ich auftrat. Mein „Mephisto“ erschütterte das Publikum. Goethes Mephisto — eine leere Kanone. Dann machte ich mich selbständig. Mein erster Zirkus besaß dreißig Wagen, siebzig Tiere, zweihundert Mitwirkende. „Grand Central“ hießen wir — in ganz Europa rief man nach uns.“

Später erzählte der alte Mann bloß noch von zwanzig Wagen und fünfzig Mitwirkenden, und daß man ihn in fremden Varietees „bisweilen ganz gern“ gesehen habe.

Nach vierzehn Tagen aber brach es aus ihm:

„Jahr um Jahr die gleiche Schinderei und nicht einen Deut vorwärtskommen! Ewig im Dreck bleiben! Als Nichts beginnen, als Nichts aufhören — wozu lebt man überhaupt?“

Wir reichten einander die Hände. Aus uns beiden zitterte plötzlich der Mensch. Und das verwitterte Gesicht des alten Komödianten sah mich an wie das eines Bruders.

*

Als sie ihre Buden wieder zusammenpackten und aus dem Dorfe abzogen, gingen bloß der Hund des Selchermeisters und ich mit den Zirkusleuten ein Stück des Weges. Wir hatten alle einander unsere wahren Namen verschwiegen, die schale Bürgerlichkeit ausgelöscht.

Und sind deshalb als wirklich gute Freunde geschieden.

Vielleicht treffen wir einander noch einmal? In geänderten Verhältnissen? In glücklicheren? Oder in noch schlechteren?

Verteufeltes Sprichwort: „Selten kommt etwas besseres nach!“ Es fällt einem immer zur ungelegensten Zeit ein.



„Holla — haben Sie eigentlich da was unter?“ (Judge.)

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Privater Kurs
8. 7. 1932	zł. 8.8975
11. 7.	„ „ 8.91
12. 7.	„ „ 8.9075
13. 7.	„ „ 8.905

2. Getreidepreise pro 100 kg

	loco Verladestation	loco Lwów
Weizen	23.50— 24.00	25.50—26.00 vom Gut.
Weizen	22.50— 23.00	24.50—25.00 Sammelldg.
Roggen	21.50— 22.00	23.00—23.50 einheitl.
Roggen	21.00— 21.50	22.50—23.00 Sammelldg.
Braugerste	20.00— 22.00	
Mahlgerste	15.50— 16.00	17.75—18.25
Futtergerste	15.00— 15.50	
Hafer	18.00— 18.50	20.50—21.00
Heu süß gepreßt	9.00— 10.00	10.00—11.00
Roggenkleie	9.25— 9.75	11.00—11.25
Weizenkleie	8.50— 9.00	10.75—11.00
Leinkuchen	18.00— 19.00	

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kleinpackung	Sahne 24%	Milch	Eier, Schock
8. 7.	2.40	2.60	1.20	0.22	3.80
9. 7.	2.40	2.60	1.20	0.22	3.80
11. 7.	2.80	3.20	1.20	0.22	3.90
12. 7.	3.20	3.40	1.20	0.22	3.90
13. 7.	3.20	3.40	1.20	0.22	3.80

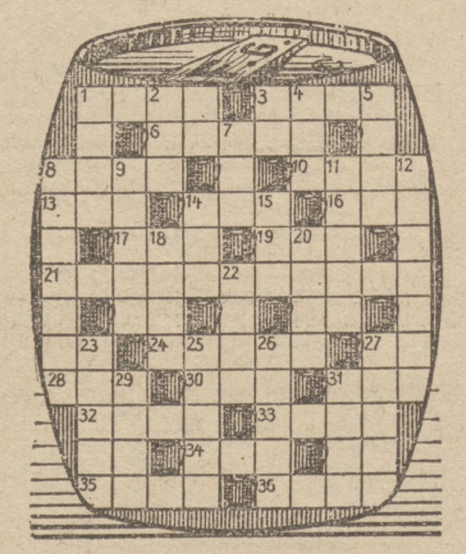
(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Spół. z ogr. odp. Lwów, ul. Chorążczyzna 12.)

Die Farbe des Blutes

Es ist jedem geläufig, daß dieser lebenswichtige Saft blutrot ist. Wenige aber wissen, daß die rote Farbe nur einem Bestandteil des Blutes zukommt, nämlich den roten Blutkörperchen. Und auch diesen nur im auffallenden Lichte. Das Flüssige des Blutes, in dem die Blutkörperchen schwimmen, ist leicht gelblich und durchsichtigt. Die Blutkörperchen des Menschen sind kreisrunde Scheiben, die in der Mitte eine Delle haben. Sie zeigen eine glockenförmige Gestalt, die sich erst beim Verlassen des Körpers zur Scheibe abflacht. Deren Durchmesser ist sechs- bis neuntausendstel Millimeter. Sie machen noch nicht den vierten Teil des Blutes aus. Demnach ist das Blut ein dünnflüssiger Brei oder eine Suppe. Fällt Licht durch eine ganz dünne Schichte Blut, dann erscheinen die Blutkörperchen grünlich gelb. Die Farbe ist abhängig von dem in den Blutkörperchen vorhandenen Gehalt an roten Blutfarbstoff, einem eisenhaltigen Eiweißkörper, dem Haemoglobin. Das Rot wird heller, wenn Sauerstoff hinzutritt, dunkler, wenn er fehlt. Die Blutkörperchen führen ihn in den Adern zu den Organen des Körpers, um dort die Zellatmung zu unterhalten. Deshalb ist das aus dem Körper zum Herzen zurückfließende Blut dunkler als das der Schlagadern. Da die Versorgung des Blutes mit Sauerstoff in der Lunge vor sich geht, muß mit Lungenblutkreislauf das Farbenverhältnis sich natürlich umkehren. Das dunkel gefärbte der Lunge zugeführte Blut strömt von ihr aus dem Herzen hellrot gefärbt wieder zu. Größe, Gestalt und Zahl der roten Blutkörperchen sind bei verschiedenen Tieren.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Von links nach rechts: 1. männlicher Vorname, 3. Berg in Tirol, 6. Weinbehälter, 8. Germane, 10. spanischer Fluß, 13. Stadt in Brasilien, 14. Getränk, 16. Arm des Rheins, 17. Niederschlag, 19. biblischer Priester, 21. Weißweinsorte, 24. Muse, 28. exotischer Vogel, 30. ungemusterter Stoff, 31. lateinisch: bete, 32. Teil des Auges, 33. Geliebte des Zeus, 34. Salzlauge, 35. Theaterplatz, 36. englisches Wegemaß.

Von oben nach unten: 1. seemännischer Gruß, 2. Göttin der Verblendung, 3. Präposition, 4. Gewässer, 5. weiblicher Vorname, 7. Verneinung, 8. Reich in Spanien, 9. indianisches Tierbild, 11. körperliches Gebrechen (Eigenschaftswort), 12. Blasinstrument, 14. weiche Speise, 15. Getränk, 18. figurierter Gesang, 20. italienischer Badestrand, 22. fischiges Fett, 23. Erzengel, 25. Europäer, 26. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, 27. Feuerherd, 29. italienischer Fluß, 31. ostdeutscher Fluß.

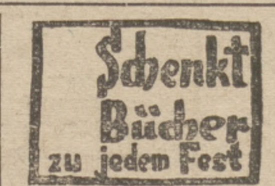
Auflösung des Gedankentrainings „Der Stein der Weisen"

Den Worten fehlen die Vokale. Setzt man die richtigen Vokale ein, so ergibt sich folgender Text:

„Jedes Wissen fordert ein zweites und drittes und immer so fort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Aesten und Zweigen verfolgen, eins ergibt sich immer aus dem andern, und je lebendiger irgendein Wissen in uns wird, desto mehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhang auf- und abwärts zu verfolgen." (Goethe.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck „Vita nakład drukarski, Spółka z ogr. odp. Katowice, ul. Kościuszki 29.





Bilder der Woche



Giftgaskrieg gegen die Forleulenraupen

Ein Flugzeug fliegt dicht über die bedrohten Waldbestände hin und streut einen Giftstaub „Verindal" aus, der sich sofort auf die Bäume niederlegt und die Insekten tötet (links). Aufnahme rechts zeigt die Flugzeuginsassen, vor der Aktion über die Fluglinie. Zum Schutze gegen den Giftstaub, der zwar für den Menschen nicht tötlich, jedoch gesundheitsschädigend ist, tragen die Piloten Gasmasken.



Der gefährliche Augenblick

Der Stierkampf, die blutige Corrida, ist das Volksfest der Spanier, ihre unentbehrliche Sensation. Unser Bild zeigt den lebensgefährlichen Sturz eines Piccadors. Der Stier hat das Pferd durch einen Bauchstoß erledigt und wird sich im nächsten Augenblick gegen den am Boden liegenden Piccador wenden.



Die französische U-Boots-Katastrophe

Das französische Unterseeboot „Prometheus", das bei einer Probefahrt mit 64 Mann Besatzung unterging.



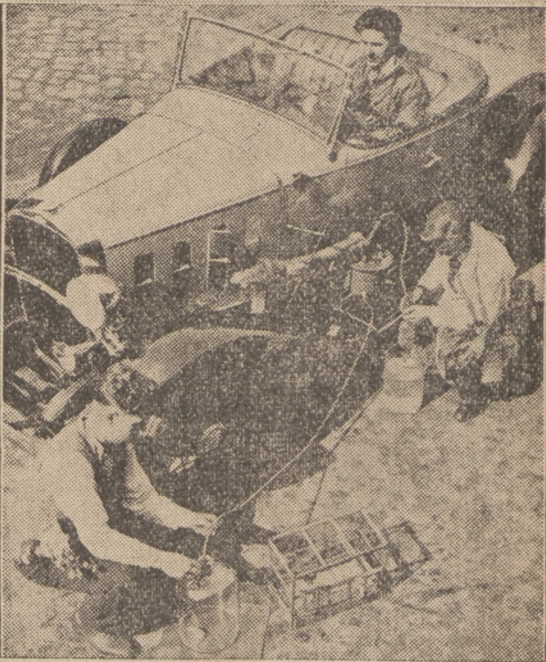
Miß Türkei 1932

Fräulein Keriman Halis Hanem, die zur diesjährigen Schönheitskönigin der Türkei gewählt wurde.



Eine Miniaturflotte läuft vom Stapel

Im Luftschiffhafen in Potsdam fand ein eigenartiger Stapellauf statt: zwei Schiffsmodelle der Potsdamer Schiffsbauschule — Panzerkreuzer „Hindenburg" und der Fünfmaster „Preußen" in außergewöhnlichen Größen wurden dem nassen Element übergeben.



Das geruchlose Auto

Eine der schlimmsten Eigenschaften der Automobile ist bekanntlich, das sie üble und sogar tödliche Abgase auspuffen. Die Versuche der Chemiker zur Behebung dieses Uebels haben nun dazu geführt, daß man den Autos „Gasmasken" aufsetzt, die die Auspuffgase absobieren. Unser Bild zeigt eine Versuchsanordnung mit der „Gasmaske": unter einer Glasglocke sitzt ein Kanarienvogel und eine Maus. Von dem Auspuffrohr führt durch den Gasfilter eine Leitung zu der Glocke. Trotzdem der Motor läuft, bleiben die Tiere am Leben — der Beweis, daß die Gase tatsächlich gereinigt und unschädlich gemacht worden sind.



Ein botanisches Ereignis für Deutschland

ist gegenwärtig in Baumschulenweg bei Berlin zu beobachten: eine Jucca-Palme, die sich seit 12 Jahren hier befindet, steht in voller Blüte. Die Jucca-Palme blüht nur einmal in 30 Jahren und geht im allgemeinen nach der ersten Blüte ein.



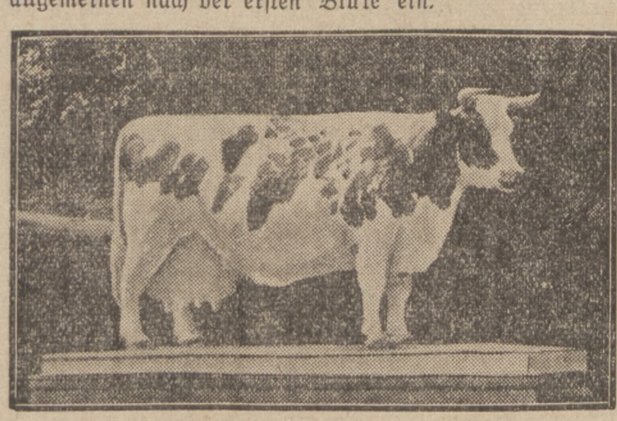
Ein Duell auf schwankendem Boden

Amerikanische „Wasserratten" beim „Fischerstechen" im Olympia-Stadion in Los Angeles: der spannend heiße Kampf nimmt oft für beide Teile ein kühles Ende.



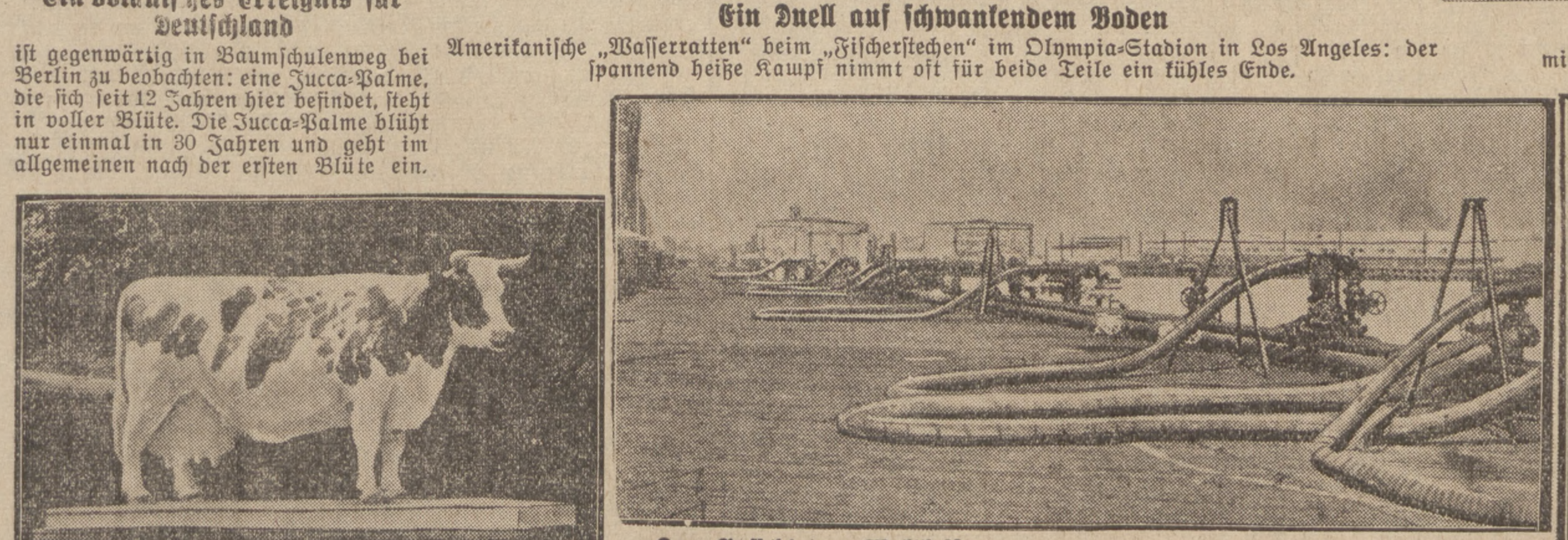
Flucht vor der Hitze

mit Autoreifen und Limonade im Strandbad.



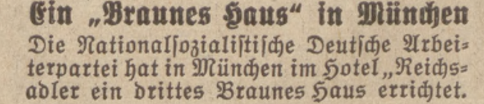
Ein Denkmal für eine Weltrekordkuh

In der Stadt Seattle — natürlich in Amerika! — wurde einer Kuh ein Denkmal gesetzt für ihre außerordentlichen Leistungen im Milchgeben. Man scheint in Amerika doch noch Sorgen zu haben.



Das Gesicht der Weltkrise

Wie unser Bild zeigt, liegen in Amerika riesige Verladeanlagen für Oel tot da, während noch vor einigen Monaten hier lebhaftes Treiben herrschte; machte doch früher die jährliche Ausfuhr 120 Millionen Fässer Oel aus.





Ein „Braunes Haus" in München

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat in München im Hotel „Reichsadler ein drittes Braunes Haus errichtet.



Vom Fest des Buddha

das kürzlich in der amerikanischen Stadt Los Angeles anläßlich der Einweihung einer neuen Buddha-Statue gefeiert wird: kleine Buddhistenmädchen in ihrer kleidsamen Tracht im Festzuge.

Mister Flips entzieht sich dem Krieg

Mister Flips war, als der Weltkrieg begann, erst zehn Jahre alt. Er lernte ihn also nicht aus eigener Anschauung kennen, sondern machte erst viele Jahre später mit ihm Bekanntschaft. Flips dem Kind erschien der Krieg nicht schrecklich. Vater verdiente mehr, er ließ in seiner Fabrik Granaten drehen und die schwammen über den großen Teich, damit sie in Europa den damned Germans auf die Schädel fielen. Flips der Vater verdiente damals ein paar schöne hunderttausend Dollar, und er wäre vielleicht sogar Millionär geworden und hätte ein Krankenhaus gegründet, wenn er nicht an einem Gänseknochen erstickt wäre. Er starb an dem Tag, an dem der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, in seiner Villa am Hudson, zehn Meilen West von Neuyork.

Flips der Jüngling hatte, als die Mutter ein reichliches Jahrzehnt später dem Gatten in den Tod und in die gemeinsame Familiengruft folgte — über dem schlichten Mausoleum erhebt sich eine treffliche verkleinerte Nachbildung der Neuyorker Freiheitsstatue —, ein stattliches Vermögen zur Verfügung, von dessen Zinsen es sich gut leben ließ. Es war ein Vermögen, entstanden aus Krieg und Tod, aber es waren gute Dollars, und die stinken nicht, weder von dem Blut, noch von dem Schweiß, der an ihnen haftet.

Mister Flips lernte den Krieg im Kino kennen. Es war das Gespenst des Krieges; aber ein tönendes Gespenst, ein Teufel, den Hollywood an die Wände der Kinopaläste malte. Granaten krachten, solche Granaten, wie sie Flups der Vater geliefert hatte, und sie schlugen ein in Menschenleiber. Es war ein pazifistischer Film, hergestellt mit einem Aufwand von vielen tausend Dollars. Der Film war wirkungsvoll, und die Gesellschaft, die ihn hergestellt hatte, verdiente daran Hunderttausende. Nicht nur der Krieg, auch der Friede ist ein Geschäft.

Man kann nicht leugnen, daß dieser und ähnliche Filme auf Mister Flips Eindruck machten. Seine Hände, die auf den samtenen Armlehnen des Kinofauteuils lagen, zitterten vor Angst, und er mußte sich gestehen, daß er feig war. Und es dauerte nicht lange, ehe ihm zum Bewußtsein kam, daß diesem Krieg, der von den Führern der Völker feierlich als letzter deklariert worden war, ein allerletzter folgen mußte. Mister Flips, dessen Geld teilweise in der Rüstungsindustrie steckte, begann sich dafür zu interessieren. Eine pazifistische Vereinigung gab ihm Ratschläge, und er verschaffte sich die Literatur des kommenden Krieges, phantastische Romane und kühle, sachliche Darstellungen der Fachleute.

Mister Flips hatte nichts zu tun. Sein Einkommen wuchs, ohne daß er einen Finger rührte. Er hatte Zeit und Muße genug, die Bücher zu lesen, die er gekauft hatte. Er erfuhr von Kampfgasen und Supertanks, von Bombenflugzeugen und Brisanzgranaten, von Tierexperimenten und Lewisite. Er verfolgte die Vervollkommnung der Artillerie, die Fortschritte des chemischen Krieges, die Schrecken zukünftiger Schatten. Er erfuhr von Gasen, gegen die es keinen Schutz gibt, keine Masken und keine Guttaperchazüge. Er las, daß die Bevölkerung einer Stadt von der Größe Neuyorks in einigen Stunden ausgerottet werden kann.

Das Gespenst des kommenden Krieges, ungleich lebendiger als des vergangenen, wurde für Mister Flips schicksalsbestimmend. Es gab Nächte, in denen Träume zu visionären Alpdrücken wurden. Mister Flips sah Gassümpfe, durch die undeutlich und schattenhaft die Silhouetten der Tanks krochen, und zwischen ihnen eine lose Schützenlinie von Infanteristen in Landtaucheruniformen, die Rüssel der Gasmasken unter bedreckten Stahlhelmen. Er selbst, Mister Flips, lag hilflos auf dem Boden, das Caterpillarband eines Tanks zerriß seine Brust. Er erwachte schweißgebadet und verfluchte die Decke, die auf seine Rippen drückte.

Mister Flips Zustand verschlechterte sich noch mehr. Er hatte Wachträume. Er saß in einem Strohfauteuil vor einem Lokal am Broadway, er sah den Strom der Menschen, der Straßenbahnwagen und Automobile. Und plötzlich hatte er den Eindruck, das alles sei tot: die Straße, die Menschen, die Fahrzeuge. Entgleiste Straßenbahnwagen, umgestürzte Automobile. Und überall Tote. Uebereinander liegend, kreuz und quer, mit verzerrten Gesichtern, gekrampft in letzter Qual des Erstickens, wirre Haufen, die verwesten. Und die Neonröhren der Reklamelichter waren Feuersbrünste der Wolkenkratzer, und hoch oben geisterte der Spuk feindlicher Geschwader, die Gas und Brisanzbomben herabschleuderten ...

*

Mister Flips Zustände wurden schließlich so ernst, daß sie in seinem Hirn eine fixe Idee erzeugten: sich dem kommenden Krieg zu entziehen, koste es, was es wolle. Eine Robinsonade jenseits der Zivilisation und den Krämpfen ihres Unterganges. Er hörte das Erdbeben poltern, tief unten in den Fundamenten der Wirtschaft. An dem Tag, an dem Henry Ford, der Messias, das Himmelreich der laufenden Bänder von Detroit schließen ließ und Hunderttausende auf die Straße setzte, legte sich Mister Flips auf einen Operationstisch, um seinen Blinddarm loszuwerden. Von Robinsonaden mit Blinddarmentzündung hielt er nichts. Im Traum seiner Narkose sah er die Götter stürzen und apokalyptische Tanks über die Ebene rattern.

Die nächsten Wochen ließ sich Mister Flips die Zähne reißen und ein rostfreies Stahlgebiß montieren. Ein deutscher Gelehrter, der mit einer Frau als Einsiedler auf den Galapagosinseln lebte, hatte es auch so gemacht.

Mister Flips kaufte alles, was er brauchte. Ein Boot mit Hilfsmotor und Segel, Kleider, Konserven, ausreichende Benzinvorräte, Waffen und Munition, eine Hausapotheke, Sämereien, Werkzeuge und landwirtschaftliche Geräte. Und er vergaß nicht einen guten Radioapparat. An einem Sommertag des Jahres 1931 verließ er mit einem Dampfer, der durch den Panapakanal fuhr, die Wolkenkratzer von Neuyork, die Krise, die Kriegsgefahr und die Welt. Jenseits des Kanals, irgendwo in der Südsee, war eine kleine Insel, unbewohnt, still, fruchtbar. Eine Quelle murmelte, und Palmen schwankten leise im Wind.

Mister Flips ließ sein Boot über Bord hissen und verschwand aus dem Kreise dieser zivilisierten Welt.

*

Er pflanzte seine Gemüse und schaufelte schwarze Erde um. Er baute sich einen kleinen Bungalow und lief nackt ins Wasser. Er vergaß Neuyork und die Welt. Er vergaß die Zeitrechnung, und Tage, Wochen, Monate, Jahre vergingen, ungezählt unter einem blauen Himmel, den nur die Wolken der Regenzeiten umdüsterten. Mister Flips horchte nicht mehr auf seinen Radioapparat. Alles war fern und unwirklich. Nur die kleine Insel, war, das Meer, die Palmen und die große Stille.

*

Das amerikanische Geschwader dampfte mit voller Kraft westwärts. Der Krieg war noch nicht erklärt, aber die antijapanische Hetze schlug hoch. Die Funker saßen an den Apparaten ...

Um vier Uhr wurden japanische Kreuzer gesichtet. Fünfundzwanzig Kilometer. Sie fuhren scharf nach Ost, kleine Qualmwölkchen am Horizont.

Jetzt und jetzt ...

Die Funker zuckten zusammen.

K r i e g !

San Franzisko telegraphierte den Krieg. Krieg mit Japan!

Um vier Uhr fünf Minuten stiegen die Bombenflugzeuge von den Decks der Mutterschiffe auf. Der amerikanische Admiral jagte mit donnernden Maschinen den Japanern entgegen.

Um vier Uhr sechs Minuten wurde der erste Kanonenschuß abgefeuert. Die Brisanzgranate ging fehl. Fünf Kilometer von den japanischen Schiffen entfernt schlug sie nieder. Sie traf den Bungalow Mister Flips und tötete ihn während seines Nachmittagsschlafes. Der Uebergang in den Tod war ganz unauffällig. Mister Flips merkte gar nicht, daß er starb. Er hatte sich dem Krieg entzogen, und der Krieg mordete ihn als ersten.

Aber man wußte nichts davon. Es gab andere Sensationen. Am nächsten Tag verbrannten Neuyork und Tokio, und es gab zehn Millionen Tote, zehn Millionen häßlich Erstickte, deren aufgedunsene Leichen in den Sümpfen des Giftgases lagen. Der Krieg ging weiter, und es wurde allgemein versichert, daß es der allerletzte sei ...

Der späte Jüngling

Krulle stand vor dem Spiegel und sah sich lange prüfend an. Gut! dachte er dabei, die Zeit hat es besser besorgt, als der Friseur es schaffen könnte. Graumeliert ist die große Mode. Aber die aparte Wirkung ist eine Sache für sich. Wenn die gleichmäßig braune Hautfarbe nicht wäre —! Gott sei Dank, ich habe sie.

In der Tat: die mit dem ursprünglichen Dunkelbraun des Haares durchsetzte silbrige Tönung wirkte verblüffend jugendlich.

Krulle reckte die Arme und ließ triumphierend den Brustkorb hervortreten. Es war erwiesen, daß er es mit dem Jüngsten aufnehmen konnte. Aufnehmen? Oho!

Er wiegte sich in den Hüften. Die Jüngsten konnten froh sein, wenn sie mit ihm Schritt hielten. Er, der graumelierte Krulle, hatte in ungezählten Fällen erlebt, daß die jungen Mädchen mit den Jünglingen nichts anzufangen wußten. Ueber was konnte so ein junges Ding mit den Gleichaltrigen reden? Sport und nichts als Sport. Eine klagte es der andern. Es war ein offenes Geheimnis, daß sie aus diesem Grunde zu gereiften Männern flüchteten, die natürlich gut aussehen mußten.

Ohne Zweifel — garantiert ist Trumpf. Krulle nahm die Hanteln hoch, ging in Kniebeuge und arbeitete in schweigendem Ernst geraume Zeit. Mit Genugtuung stellte er fest, daß seine Gelenke wie in gut geölten Scharnieren gingen. Da fehlte nichts.

Er zündete sich eine Zigarette an und ging mit federnden Schritten die Straße hinunter. Die Sonne schien, Vögel sangen, alle Menschen hatten heitere Gesichter. Krulle fand, daß Gott ihn ausersehen habe, diesen Tag als einen Sonntag zu erleben. In der offenen Straßenbahn, mit der er vor die Stadt hinausfahren wollte, saß er, seine aromatische Zigarette rauchend, vom frischen Luftzug umspielt, und betrachtete mit ungewöhnlich wachen Sinnen die vorüberflitzende Buntheit der Straße.

Ein alter Herr neben ihm, der an diesem Morgen mit dem verkehrten Fuß aus dem Bett gestiegen sein mochte, und mit Blicken um sich stierte, denen man ansah, daß ihn nichts heiterer stimmen konnte, es sei denn die Gelegenheit, die gallige Stimmung an den Mann zu bringen — dieser muffige Alte hatte sich schon längere Zeit mit saurer Miene über Krulls heitere Ausgeglichenheit geärgert. An einer Straßenbiegung, als die Bahn mit jähem Ruck herumfuhr und Krulle gegen den alten Herrn geschleudert wurde, wobei sich auch noch etwas glühende Zigarettenasche auf dessen Aermel entlud, bot sich endlich der ersehnte Anlaß zu einem Ausbruch.

„Passen Sie doch auf!“ keifte der Alte giftig, und es lag etwas in seinem Ton, das Krulle bestimmte, sich nicht gerade übertrieben höflich zu entschuldigen. Das kam jenem nur gelegen; er erhob ein wütendes Gebelfer; Krulle antwortete; es ging hin und her, und schließlich schrie der aufgeregte Alte: „Schämen Sie sich, Sie junger Mann, Sie!“

Krulle klangen diese Worte lieblicher als das Menuett aus dem „Don Juan“ in den Ohren. Am liebsten hätte er dem bissigen Alten die Hand geschüttelt. Er strahlte über das ganze Gesicht, was wiederum seinem Gegner eine Bestätigung besonderer Herzensroheit dünkte und zur Folge hatte, daß er zu den andern im Wagen gewendet, noch mehrmals zeternd bemerkte, von so einem jungen Menschen brauche man sich doch nicht alles gefallen zu lassen.

Krulle beschloß, dem Auftritt ein Ende zu machen. Er sprang, bevor noch der Wagen die Haltestelle erreicht hatte, mit behendem Schwung ab.

Hinter ihm hüpfte ein junger Bursch herunter, der das Bedürfnis empfand, Krulle anzusprechen. Indem er eine Armbewegung erst nach der Straßenbahn, dann auf Krulles Gehwerkzeuge machte, sagte er arglos fröhlicher Anerkennung:

„Alle Achtung, Herr — wie ein Junger!“ — „Hm!“ ... Krulle, der Graumelierte, bot dem fröhlichen Jünglinge eine Zigarette an.

Mehr sagte er nicht. Aber es schien, daß er seinen Weg etwas weniger hochgespannt fortsetzte, als er ihn begonnen hatte.

Jochen Päng.

Die Ferienreise

Im Jahre 1906 schiffte ich mich an einem heißen Julitage auf einem kleinen Dampfer ein, um vierzehn Tage lang an der kleinasiatischen Küste entlang zu fahren, und auf dem gleichen Wege wieder heimzukehren. Solch kleine Ferienreisen zu Schiff waren damals an der Tagesordnung.

Es waren im ganzen nur vier Kabinen zur Verfügung der Fahrgäste. Ein Franzose und zwei türkische Herren hatten, wie ich, zu ihrer Erholung die schöne Fahrt angetreten. Nachmittags gegen vier Uhr verließen wir Galata und fuhren hinaus ins Marmara-Meer. Die wenigen Passagiere machten schnell Bekanntschaft miteinander, es war herrliches Wetter und das Abendessen gut. Der Franzose ließ bei Tisch alten Bordeaux-Wein bringen, als Revanche für den „Raki“, den wir Türken ihm angeboten hatten; Raki ist ein sehr alkoholhaltiges Getränk, das sich in der Türkei großer Beliebtheit erfreut. Als wir uns zu Tisch setzten, stellte der Kapitän Hassan Effendi uns den Schiffsarzt Ali Bei vor. Der Franzose schien besonders erfreut, den Arzt kennen zu lernen, denn er hatte wegen irgendeiner Krankheit, die er überwinden wollte, diese Reise angetreten. Die ganze Nacht hindurch fuhren wir beim Mondschein an der Küste entlang, alles war in bester Ordnung. Am anderen Morgen meldete jemand dem Arzt, ein Matrose habe sich an der Hand verletzt. Ali Ben sah sich die Wunde des Mannes an, machte dann in einer Schale eine Flüssigkeit zurecht, und veranlaßte den Matrosen, seinen kranken Finger darin zu baden. Ich war zufällig gegenwärtig und sah voll Erstaunen, daß der Matrose vor Schmerz aufheulte, als sein kranker Finger mit der Flüssigkeit in Berührung kam.

Abends nahm unser Schiff Richtung Smyrna, und der Kapitän hatte den Tisch auf Deck für uns mit besonderer Aufmerksamkeit richten lassen. Die festliche Stimmung wurde aber dadurch unterbrochen, daß der Franzose plötzlich starke rheumatische Schmerzen bekam und sich in seine Kabine zurückzog. Wir blieben trotzdem noch lange bei Tisch sitzen; als wir uns endlich erhoben, noch im Gespräch mit dem Kapitän Hassan Effendi, kam ein Kellner und bat im Namen des kranken französischen Herrn, ihm bald den Arzt zu schicken, da er sich sehr schlecht fühle. Der Kapitän zog leicht die Stirne kraus, schaute sinnend in die Wogen des Marmara-Meeres, und es dauerte eine ganze Weile bis er zögernd antwortete: „Schon gut, — er wird gleich kommen.“ Etwas unruhig fragte ich den Kapitän leise, was denn der Grund seines merkwürdigen Zögerns sei. Da gab Hassan Effendi ruhig lächelnd zur Antwort: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, dann muß ich Ihnen gestehen, daß Ali Bei gar kein Arzt ist, sondern nur der Bruder des Arztes.“

„Aber warum haben Sie denn ihn, statt seines Bruders mitgenommen?“

„Das werde ich Ihnen erklären“, erwiderte der Kapitän. „Ali Bei ist ein wunderbarer Sänger, seine Stimme klingt wie der Gesang der Nachtigall, und da dachte ich mir, auf einer so herrlichen Reise ist es wichtiger, einen Sänger an Bord zu haben, als einen Arzt.“

Es war am andern Morgen für mich keine leichte Aufgabe, den kranken Franzosen, der möglicherweise doch einen richtigen Arzt brauchte, zu überreden, mit mir auf ein anderes Schiff zu übersiedeln, da ich ihm die Wahrheit mit Rücksicht auf unseren liebenswürdigen Kapitän nicht zu sagen wagte.
